



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Deutsche Altertümer im Rahmen deutscher Sitte

Lauffer, Otto

Leipzig, 1918

Sechster Abschnitt : Kirchliche Altertümer.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-76049](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-76049)

Sechster Abschnitt.

Kirchliche Altertümer.

Unter kirchlichen Altertümern verstehen wir die Gesamtheit aller dem Gottesdienst gewidmeten Gegenstände. Ihre Entstehung und Weiterentwicklung ist durch die Geschichte des Gottesdienstes, dem sie dienen, bedingt. Bezüglich der kirchlichen Altertümer in Deutschland müssen wir daher zunächst immer dessen eingedenk bleiben, daß die christliche Kirche mit allen ihren gottesdienstlichen Handlungen und Gebräuchen etwas von außen Hereingekommenes ist.

Das Vordringen des Christentums in Deutschland fällt mit der Ausbildung einer deutschen Eigenkultur zeitlich zusammen. Die germanische Kultur ist eine heidnische, die deutsche ist eine christliche. Von den aus römischer Zeit fortbestehenden Bistümern, von Basel, Konstanz, Straßburg, Augsburg, Mainz, Trier, Köln ausgehend hatten schon im Anfang des 7. Jahrh. Columban und Gallus bei den Alamannen am Bodensee, und nach ihnen Emmeran in Regensburg, Kilian in Würzburg, Rupert in Salzburg, um nur einige der wichtigsten zu nennen, ihre Tätigkeit entfaltet. In der ersten Hälfte des 8. Jahrh. war ihnen Bonifatius gefolgt, und schließlich hatte Karl d. Gr. selbst die Christianisierung der Sachsen durchgesetzt, die mit dem Übertritt Widukinds im Jahre 785 äußerlich als abgeschlossen angesehen werden kann.

Damit kam zu den Deutschen ein Kirchentum, das bezüglich seiner äußeren Formen in allen wichtigen Dingen bereits fertig ausgebildet war. Diese äußeren Formen wurden von den im Schoße der römischen Kirche erzogenen Priestern verwaltet. Ihre Benennungen sind der Kirchensprache, dem Lateinischen, entnommen. Nur die wichtigsten von ihnen sind mit der Zeit als Fremdworte eingedeutscht. Wir nehmen dabei den Ausgang von den größten Schöpfungen, die zu gottesdienstlichen Zwecken entstanden sind, von den Kirchenbauten und ihren Hauptteilen¹⁾.

¹⁾ Vgl. f. X. Kraus, Real-Enzyklopädie der christlichen Altertümer I—II. — H. Otte, Handbuch der kirchlichen Kunst-Archäologie des

Der christliche Kirchenbau hatte sich im Zeitalter Constantins aus dem Zusammenwirken zweier Bauformen entwickelt, einerseits aus der offenen Kirchhofhalle, der Cella cimiterialis, die in eine oder drei halbrunde Ausbauten, die Apsiden, endigte, und andererseits aus der großen dreischiffigen Basilika, bei der es zweifelhaft sein mag, ob die Gerichtshalle, die basilica forensis, oder die Privatbasilika mehr eingewirkt hat. Gleichzeitig hatte sich für die Anlage der Kirche die Gewohnheit herausgebildet, daß sie orientiert, d. h. daß sie nach Osten gerichtet wurde. Die Südseite des Schiffes wurde dabei den Männern, die Nordseite den Frauen zugewiesen. Die der Apsis gegenüberliegende Vorhalle an der Westseite, der sogenannte Narthex, war für die Büßenden und Ausgestoßenen bestimmt. Vor ihr lag ein Vorhof mit Mittelbrunnen.

Im Chore befanden sich der Altartisch und hinter ihm der Bischofssitz, die „Kathedra“, während um ihn herum dem Priesterchor für die Begleitgesänge die Plätze angewiesen waren. Die stuhlartige Kathedra war zuerst unbeweglich hinter dem Altare eingebaut. Dann war sie etwa seit dem 6. Jahrh. beweglich geworden und aus der Apsis herausgerückt.

Der Altar stand unmittelbar vor der Kathedra. Er hatte sich in der Form des einfachen Tisches aus dem alten jüdischen Gerät des Opferaltars entwickelt. Da der Altar aber in wesentlichem Maße der Abendmahlsfeier diente und diese letztere in den Katakomben mit Vorliebe auf den Särgen der Märtyrer abgehalten wurde, so war für den kirchlichen Altar neben der Tischform schon früh die Form des Sarkophags aufgekommen.

Die Nachwirkung des Gebrauches, das Messopfer über den Gräbern der Märtyrer zu feiern, hatte die Ausstattung des Altars dann insofern beeinflusst, als in diesem selbst ein Teil von dem Gebein eines Heiligen niedergelegt wurde. Darüber hinaus aber wirkten die Reliquien auch auf die Zahl der Altäre, und so tauchten nun da, wo man Reliquien von verschiedenen Heiligen besaß, auch verschiedene Altäre in der Kirche auf. Gegen diese Vermehrung hat man später vergeblich einzuschreiten gesucht. Karolingische Erlasse sprachen sich dagegen aus, aber schon im 9. Jahrh. finden sich auf dem Grundriß des Klosters

deutschen Mittelalters. — H. Bergner, Grundriß der kirchlichen Kunstaltertümer in Deutschland. — H. Bergner, Handbuch der kirchlichen Kunstaltertümer in Deutschland, 1905.

von St. Gallen 17 Altäre und im Ausgange des Mittelalters ist ihre Zahl oft auf 40 und mehr gestiegen. Für den im Mittelschiff vor der Apsis stehenden Altar kam auf diese Weise der Begriff des Haupt- oder Hochaltars auf, um den sich die Nebenaltäre in den Seitenschiffen herumlegen. Unter ihnen ragt wieder besonders der am Beginn des Querschiffes stehende Altar hervor, der in jeder Kirche als Altar Stae. Crucis mit reichem Kruzifix ausgestattet wurde.

In völlig ausgebildeter Gestalt wurden Kirchenhaus und Altar bei der Christianisierung nach Deutschland übertragen. Wenn dabei im 8. und 9. Jahrh. die Kirchen vielfach nur als Holzbauten errichtet wurden, so war das für die Zwecke des Gottesdienstes ohne Bedeutung. So hat denn auch der im hohen Mittelalter um sich greifende Steinkirchenbau wohl in der Abwandlung seiner Stilformen ein kunstgeschichtliches Interesse. Aber durchgreifende organische Änderungen hat er nicht mehr erfahren (Abb. 14).

Fragen wir nach der Geschichte des Altars in deutschen Landen, so schließt auch sie sich an die außerdeutsche Entwicklung an. Altäre in Tischform finden sich noch aus verhältnismäßig später Zeit, zum Beispiel in Chur, Regensburg, Braunschweig, von denen der letztere sogar erst aus dem Jahre 1188 stammt. Seitdem ist aber die Sarkophagform des Altars herrschend geworden. Die Aufmauerung ist dabei, besonders in älterer Zeit, eine sehr einfache. Die Altarplatten sind von Kalkstein, Sandstein oder auch Marmor, gelegentlich auch einmal, wie in Naumburg, von Glimmerschiefer. Die in sie eingelassenen Reliquienkästen werden als Gräber, sepulcra, bezeichnet, die darauf liegenden Stein- oder Bleiplatten als sigilla. War die Weihe des Altars vollzogen, was durch fünf Weihrauchkörner geschah, die in der Mitte und an den Ecken niedergelegt, durch einen Wachsfaden verbunden und verbrannt wurden, so erhielt der Altar als Zeichen der Weihe an den genannten Stellen je ein Kreuz.

Zum Schmuck des an und für sich schlichten Altars wurden schon seit frühchristlicher Zeit Altarbefleidungen verwandt, die entweder als Vorsetztafeln (frontalia) oder als Behänge (antependia) auftreten. Unter ihnen ist das frontale aus Holz, Stein oder Metall gearbeitet. Es erfreute sich in Italien größerer Verbreitung als in Deutschland. Zwei aus Stein gefertigte befinden sich in Basel. Aus Kupfer besteht ein im Museum zu

Nürnberg aufbewahrtes Stück. Vor allem aber müssen die aus Gold gefertigten frontalia genannt werden, die aus ottonischer Zeit stammenden Goldplatten in Aachen, das goldene frontale im schwäbischen Kamburg, eine Arbeit des 13. Jahrh., und schließlich vor allem die berühmte, von Heinrich II. gestiftete, goldene Altartafel des Baseler Münsters, jetzt im Cluny-Museum in Paris befindlich.

Häufiger als die Vorsatztafeln waren die Antependien, gestickte oder gewebte Behänge, die zur besseren Befestigung oft in einen Holzrahmen gespannt waren. Vielleicht die ältesten Stücke befinden sich in Bern und in Salzburg. Im späteren Mittelalter sind sie sehr zahlreich.

Solange nun der Altar noch frei im Chore stand, wurde er für den Gebrauch der Messe dadurch zugerichtet, daß über ihm ein auf vier Säulen ruhender Baldachin, das Tabernakulum oder Ciborium, errichtet wurde, von dessen Mitte das Gefäß für die Hostie, oft in Gestalt einer Taube, herabhing. Zwischen den vier Säulen des Baldachins waren Vorhänge angebracht, die vorgezogen werden konnten.

Neben den Baldachinvorhängen muß als selbständiges Stück das über den Altar gespannte Tuch angesehen werden. Es hat mit dem Ciborium nichts zu tun, vielmehr dient es nur als Staubtuch. In dieser Form erscheint es schon in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten, um die beim Brotbrechen abfallenden Stückchen leichter sammeln zu können. Später ist sein Gebrauch, z. B. von der Synode zu Münster im Jahre 1279, geradezu befohlen.

Die Ausstattung des Altars bestand aus einem Kruzifix zwischen zwei Leuchtern und aus dem Messbuche. Außerdem durften auch Reliquienbehälter auf den Altartisch gesetzt werden, und diese Behälter haben dann die weitere Ausgestaltung des Altars herbeigeführt. Um die Reliquienbehälter aufzustellen, baute man jetzt, statt des Ciboriums, hinter dem Altartische eine Wand auf, das Retabulum oder Superfrontale. Dieses wurde schon früh gern mit Schnitzwerk ausgestattet, wenn man es nicht mit einem Teppich verkleidete. Zunächst bestanden die Superfrontalia aus Holz, Stein oder Metall. Später baut man das Retabulum nur aus Holz, und indem dieses künstlerisch ausgestaltet wird, kommt zugleich eine Dreiteilung zuwege. Das Mittelstück erhebt sich dabei über die Seitenstücke und wird besonders reich verziert.

Aus dem Retabulum hat sich dann im Laufe des 14. Jahrh. der Flügelaltar herausgebildet dadurch, daß man es zunächst mit schlicht bemalten Holzdeckeln verwahrte, und diese dann in Scharnieren beweglich befestigte. Der alte Zusammenhang klingt aber noch lange nach, insofern das aus dem Retabulum entstandene feststehende Mittelstück meist mit Schnitzwerk, die Flügel aber mit Malerei ausgestattet wurden. Wenn man dabei oft ganze Reihen von Heiligenfiguren findet, so erklärt sich das daher, daß die Stiftung solcher Altäre vielfach durch freiwillige Beiträge zustande kam, wofür die Spender dann ihre Schutzheiligen mit darstellen ließen. Um nun die beweglichen Flügel beim Öffnen und Schließen nicht auf dem Altar schleifen zu lassen, wurde schließlich zwischen Altar und Schrein noch ein kleines Zwischenstück, die Altarstaffel oder Predella, eingeschoben, die entweder als Kasten zur Aufnahme von Reliquien mit vorderem Abschlußgitter oder als gemalte Tafel ausgebildet wurde. Im Laufe des 15. Jahrh. kommt neben dem dreiteiligen Altarschrein, dem Triptychon, noch der Wandelaltar (Pentaptychon) auf. Dieser hat zwei übereinanderlegbare Flügelpaare, die beiderseits bemalt sind.

In den Zeiten der Reformation ist es diesen Altären sehr verschieden ergangen. Die Bilderstürmer haben sie vernichtet, die Lutherischen haben sie bewahrt, und sie haben sogar gelegentlich versucht, neue Flügelaltäre im protestantischen Geiste herzurichten. Seit der Zeit des 30jährigen Krieges sind die Flügelaltäre auch in katholischen Landen aus der Übung gekommen. Seitdem erhebt sich über dem Altar ein einziges großes Altarbild, das von einer Architekturumrahmung mit Säulenstellungen und Verdachungen getragen wird. In diese Architektur hat der Protestantismus dann oft zugleich die Kanzel und selbst die Orgel mit einbezogen.

Neben den für den regelmäßigen Gottesdienst der Gemeinde bestimmten feststehenden Altären haben sich nun auch noch kleine tragbare Altäre ausgebildet. Bevor wir jedoch zu ihrer Besprechung und zu der Behandlung der Altargeräte übergehen, muß zunächst von der figürlichen Ausstattung, deren Hauptträger der Altar ist, gesprochen werden.

Der christliche Bilderkreis umfaßt vor allem Gott Vater, Christus, Engel und Teufel, Maria und die heilige Sippe, die Altväter, Patriarchen und Propheten, die Apostel und schließlich die vorchristlichen Philosophen und Sibyllen. — Gott Vater

wird bis in das 14. Jahrh. meist durch die aus einer Wolke reichende Hand versinnbildlicht, seitdem erscheint er als langbärtige Gestalt mit der kaiserlichen oder päpstlichen Krone und dem Reichsapfel. Christus wird bis ins 12. Jahrh. entweder als der gute Hirte oder nach den Überlieferungen seines wirklichen Aussehens dargestellt. Letztere Form ist dann im deutschen Geiste weiter ausgebildet und schließlich von Dürer zu genialer Vereinigung von Männlichkeit und Reife mit Milde und Wehmut hinaufgeführt.

Die Engel sind immer geflügelt, selten erscheinen sie nackt, meist als Jünglinge in Diakonentracht, seit dem 13. Jahrh. auch in Kindergestalt. Die Seraphim mit sechs Flügeln werden von den Cherubim mit zwei Flügeln unterschieden. Besonders ausgezeichnet werden die vier Erzengel: Michael als geharnischter Drachentöter, Gabriel als Verkündigungengel der Maria mit Lilienstab oder als himmlischer Jäger das Einhorn jagend, Raphael als Engel bei den Hirten oder mit Fisch, Wanderstab und Kürbisflasche (Tobias 12, 15), Uriel als Grabengel Christi und Begleiter der Emmausjünger.

Das höllische Gegenbild der Engel, der Teufel, tritt zunächst als Schlange — seit dem 13. Jahrh. mit Menschenkopf — auf oder als Drache und Löwe. Seit dem 11. Jahrh. erhält er eine halb menschliche, halb tierische Gestalt, wobei die Ausstattung mit Hörnern, Schwanz und Klauen sich festsetzt. Der Eingang zu seinem Wohnsitz, das Höllentor, erscheint dabei als weitgeöffneter Untierrachen.

Besonders zahlreich sind die Darstellungen der Maria¹⁾. Am meisten wurde unter ihnen die Anbetung der Könige bevorzugt, bei der die Maria zunächst in der Gestalt der Königin erscheint, das Kind in würdevoller Haltung zur Schau stellend. Seit dem Ausgang des 13. Jahrh. tritt das Wesen der Himmelskönigin mehr zurück, die Gottesmutter „Unsere liebe Frau“ tritt mehr hervor. In dem Verhältnis zu dem Kinde wird die Zärtlichkeit der liebenden Mutter herausgearbeitet. Haltung und Gebärde schmücken sich mit frauenhafter Schönheit. Später hat die Jesuitenkunst wieder versucht, die Marienbilder zu der Darstellung der Himmelskönigin zurückzuführen.

Je nach ihren göttlichen Eigenschaften erscheint Maria außer als Himmelskönigin in den verschiedensten Formen, als jungfräu-

¹⁾ f. v. Lehner, Die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten.

liche Mutter Gottes oder als Alma mater oder als Gottesbraut oder als Mutter des Mitleids usw. Die Darstellung der Schmerzensmutter, der Mater dolorosa, von einem oder sieben Schwertern durchbohrt, findet sich namentlich am Altar des heiligen Kreuzes. Zu einer der häufigsten Darstellungen haben die Worte der Offenbarung Johannis 12, 1 Anlaß gegeben: „Und es erschien ein groß Zeichen im Himmel, ein Weib mit der Sonne bekleidet und der Mond unter ihren Füßen, und auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen.“ Sie bilden die Unterlage für die Maria im Strahlenkranz, in der „Mandorla“. — Eine der liebenswürdigsten Formen, in der uns die jungfräuliche Mutter Gottes überhaupt erscheint, das Bild der „Maria im Rosenhag“, tritt erst im späten Mittelalter auf.

Am Ausgange des Mittelalters, nachdem von der Baseler Synode im Jahre 1439 die Lehre von der unbesleckten Empfängnis Mariä zur Kirchenlehre erhoben war, tritt nun auch die Gestalt der Hl. Anna, der Mutter Mariä, mehr in den Vordergrund. Ihre Darstellungen zeigen sie entweder als „Anna selbdritt“ mit Maria und dem Kinde, oder sie erscheint als Mittelpunkt der ganzen heiligen Familie. In diesen „Sippenbildern“ scharf sich um sie der ganze Kreis des Stammbaumes Christi, ihre drei Männer Joachim, Kleophas und Salome und ihre drei Töchter, die sämtlich Maria heißen: Maria, die Mutter Jesu, mit Joseph und dem Kinde, dann Maria Kleophas mit ihrem Gatten Alphäus und den Kindern Jacobus d. J., Barnabas und Simon Juda, endlich Maria Salome mit ihrem Gatten Zebedäus und ihren Söhnen, dem Evangelisten Johannes und Jacobus d. A.

Nächst diesen Gliedern der heiligen Familie ragen unter den weiteren Gestalten der biblischen Geschichte besonders zwei Kreise von je einem Duzend Männern hervor, die Propheten und die Apostel. Die Propheten erscheinen zunächst meist mit Schriftrolle oder Spruchband. Als dann seit dem 13. Jahrh. der Gebrauch der erklärenden Beigaben, der Attribute, üblich wurde, da wurden auch die Prophetenbilder meist mit ihnen ausgestattet. Dabei erscheinen allerdings für ein und dieselbe Person, je nach dem Teile ihrer Geschichte, auf den angespielt wird, verschiedene Beigaben. So erhält Jesajas einen Mandelblütenzweig oder das Christkind oder eine Säge, Jeremias eine Rute oder einen Kessel¹⁾.

¹⁾ Jeremias 1, 11 und 13.

Daniel erscheint als Jüngling, bekleidet, mit phrygischer Mütze, oder unbekleidet in der Löwengrube liegend. Hosea trägt eine Rolle, neben ihm eine säugende Mutter mit Knabe und Mädchen. Joel hat einen Löwen neben sich, Amos wird als Hirt mit Hirtenstab dargestellt, neben ihm ein oder mehrere Schafe und ein wilder Feigenbaum¹⁾. Obadja wird durch Wasserkrug und Brot gekennzeichnet. Jonas schläft in der Kürbiskeule²⁾ oder er wird von dem Walfisch ausgeworfen. Micha, der Verkünder Jesu, ist von dem Christkinde begleitet³⁾. Nahum wandelt über Bergspitzen⁴⁾ oder der Blitz entzündet dürres Holz neben ihm. Habakuk wird als Knabe von dem Erzengel Michael durch die Luft getragen, um Daniel Brot und Obst zu bringen. Zephanja trägt eine Laterne⁵⁾, Haggai einen Geldbeutel⁶⁾. Neben Sacharja sieht man den Tempelbau oder den siebenarmigen Leuchter⁷⁾. Maleachi erscheint mit einem Engel oder mit drei Schafen, darunter einem blinden und einem lahmen⁸⁾.

Außerdem sind die Propheten oft daran zu erkennen, daß ihnen im Gegensatz zu den neutestamentlichen Figuren und den Heiligen häufig der Heiligenschein, der Nimbus oder die Glorie, fehlt. Dieses Abzeichen war, der Sitte des Orients entstammend, seit dem 6. Jahrh. in zunehmendem Maße üblich geworden, zunächst als Scheibe, seit Ausgang des Mittelalters auch nur als Strahlenglanz oder als goldener Reifen um das Haupt. Der Nimbus mit dem Kreuz oder auch drei Lilien oder drei Strahlenbündel sind nur den Personen der Gottheit vorbehalten.

Die Apostel und die Heiligen sind in spätmittelalterlicher Zeit immer mit dem Nimbus ausgestattet. Ebenso erscheinen bei den Aposteln, von denen zunächst zu reden ist, die Attribute seit dem 13. Jahrh. regelmäßig. Bei manchen sehen wir sie schon früher, z. B. bei Petrus, der schon in altchristlicher Zeit mit einem oder zwei Schlüsseln ausgestattet ist. Meist hat er eine gedrungene Gestalt, fahlen Schädel mit Stirnlocke und krausem Bart. Auch Paulus trägt seit alter Zeit ein oder zwei Schwerter, er ist meist als großer Mann mit langem Bart dargestellt. Andreas hat das Kreuz, das seine Gestalt mehrfach ändert, zuerst als einfaches Kreuz, dann T förmig oder Y förmig gebildet wird, bis sich endlich im 15. Jahrh. die Form des Schrägbalken-

1) Amos 7, 14.

4) Nahum 2, 1.

7) Sacharja 4, 2.

2) Jonas 4, 6.

5) Zephanja 1, 12.

7) Maleachi 3, 1.

3) Micha 5, 1.

6) Haggai 2, 9.

kreuzes, des Andreaskreuzes, festsetzt. Andreas hat fast immer schwarzen Bart und auffallend dunkle Gesichtsfarbe. Simon wird mit der Säge, Judas mit einer Keule ausgestattet. Im Pilgerkleide tritt Jakobus d. Ä. auf, zuweilen mit einem Schwerte. Johannes ist jung und langlockig. Er führt als Evangelist den Adler, als Apostel den Kelch, oft mit einer Schlange. Bartholomäus hat ein Messer, häufig hängt ihm die damit abgezogene eigene Haut über dem Arme. Matthäus erscheint als weißbärtiger Greis mit Beutel und Schwert, als Evangelist hat er den Engel. Philippus führt in jugendlicher Gestalt einen T förmigen Kreuzstab, Jacobus d. J. den Walkerbaum, mit dem er erschlagen sein soll, sonst auch Keule und Geigenbogen. Thomas ist ein junger Mann mit Lanze, auch mit Winkelmaß. Matthäus hat das Bild eines Greises mit Hellebarde oder Beil. Judas Ischarioth wird besonders häßlich und als Rottkopf dargestellt mit einem Beutel in der Hand.

Die Apostelbilder begegnen stets in der Zwölfzahl. Dabei tritt für Judas Ischarioth gewöhnlich Paulus ein. Die Evangelisten erscheinen meist schreibend an einem Pulte, oder mit einer Schriftrulle. Von ihnen haben wir Matthäus und Johannes schon genannt. Markus ist begleitet von einem Löwen, Lucas von einem Ochsen. Letzterer, der Schutzpatron der Maler, wird von diesen besonders gern vorgeführt, wie er Maria mit dem Kinde malt.

Die große Zahl der Heiligen, die als solche durch den Nimbus kenntlich gemacht sind, kann hier nicht im einzelnen besprochen werden¹⁾. Hingewiesen sei nur auf eine bestimmte Gruppe, die als geschlossene Schar auftreten. Das sind die „vierzehn Nothelfer“, Märtyrer, die bei ihrem Tode Gott gebeten haben, allen Frommen das Gebet zu erhören, wenn sie in ihrem Namen um etwas bitten. Zu diesen gehören die Heiligen Georg, Erasmus, Pantaleon, Dionysius, Achatius, Agidius, Katharina, Blasius, Vitus, Christophorus, Cyriacus, Eustachius, Margaretha und Barbara. Ihre Reihe ändert sich in manchen Darstellungen insofern, als Cyriacus und Dionysius fehlen, und dafür Adjutor und Nicolaus eintreten.

Kehren wir von dem besprochenen Bilderkreis noch einmal zu den Altären zurück, so knüpfen wir an eine frühere Andeutung

¹⁾ Pfleiderer, Attribute der Heiligen. 1898. — P. Schubring, Hilfsbuch zur Kunstgeschichte. 1909.

an. Es wurde gesagt, daß neben den feststehenden Altären gelegentlich auch Tragaltäre (*altaria viatica, portatilia* oder *gestatoria*) auftreten. Diese Tragealtäre begegnen seit dem 7. Jahrh., im Gebrauch an ausdrückliche päpstliche Privilegien gebunden, die ursprünglich nur den Missionaren, dann auch hohen geistlichen Würdenträgern verliehen wurden. Sie bestehen aus einem Stein in Metallfassung, so groß, daß Kelch und Hostie darauf ruhen können. Die Reliquien, die auch hier nicht fehlen, liegen unter dem Steine. Das Ganze ruht meist auf Metallfüßen. Alle diese Tragealtärchen werden ebenso wie die großen Kirchenaltäre durch den Bischof geweiht. In späterer Zeit ist ihre Benutzung nur noch den Erzbischöfen und Bischöfen erlaubt. Neben ihnen kommen dann seit dem 14. Jahrh. noch die in Erz gegossenen oder in Elfenbein gearbeiteten Klappaltärchen auf, die zu Privatandachten für Standespersonen dienen.

Fassen wir nun die Ausstattung des Altars mit seinem Gerät ins Auge, so ist als Hauptschmuckstück das Kreuz zu nennen. Zuerst hängt es über dem Altar, oder es steht auf dem Ciborium. Die spätere Art des auf dem Altar stehenden Standkreuzes mit fest an ihm verbundenen Untersatz ist erst seit dem 12. Jahrh. allgemein geworden. Das Kreuz mit angehängtem Kruzifixus wird erst seit der Karolingerzeit üblich.

Eine vor allem in Niederdeutschland verbreitete Form ist die des Bernwardkreuzes. Es zeichnet sich besonders durch die Verkürzung des unteren Balkens aus. An den vier Ecken hat es je eine quadratische Verstärkung, in der meist eine Gemme eingelassen ist. Im Kreuzmittel finden sich häufig zwei in Kreuzform gebundene Splitter vom Kreuze Christi. Die Bernwardkreuze sind beweglich, sie besitzen demnach unten einen Stachel zum Einstecken des Kreuzes. Einen Kruzifixus tragen sie in ihren typischen Formen nicht.

Der Kruzifixus war in altchristlicher Zeit kaum in Übung gewesen. Zwar hat man in Rom schon aus dem 12. oder 3. Jahrh. das Spottbild eines Kruzifixus gefunden, aus dem hervorzugehen scheint, daß man damals schon Kruzifixe kannte. Im allgemeinen hat man aber in dieser frühen Zeit den Opfertod Christi nur allegorisch dargestellt, bis im 5. Jahrh. der Gebrauch des Kruzifixus häufiger vorkommt. Dabei hat die Gestalt des Gekreuzigten zuerst einen mehr idealen Typus. Er erscheint lebend, ohne die Zeichen des Schmerzes, ohne Dornenkrone, bald mit, bald ohne Nimbus, oft mit einer Königskrone. Immer

steht er auf einem Fußbrette, die Arme ausgebreitet. In den früheren Darstellungen ist er mit einem Mantel angetan, später nur mit einem Rocke.

Diese ideale Gestalt des Kruzifixus wird abgelöst durch den Typus des leidenden Christus, aber erst im 13. Jahrh. sehen wir das Marterbild in allgemeiner Verbreitung. Dabei wird die Bekleidung immer spärlicher. Schon im 15. Jahrh. findet sich an Stelle des ehemaligen Rockes nur ein Schurz, schließlich nur noch ein flatternder Bandstreifen.

Das Kreuz, an dem Christus hängt, wächst im Laufe des Mittelalters, und es erreicht um die Wende des 15. und 16. Jahrh. oft eine unverhältnismäßige Höhe. Um diese Zeit wird es auch oft nicht mehr aus behauenen Balken, sondern aus rohen Baumstämmen gebildet. Die Tafel oder Bandrolle mit der Inschrift Inri, das heißt »Jesus Nazarenus rex Judaeorum«, ist seit dem 14. Jahrh. regelmäßig angebracht.

Schon im Mittelalter wird der Kruzifixus dann in eine szenische Darstellung hineingestellt dadurch, daß verschiedene Nebenfiguren neben dem Kreuze erscheinen. Besonders häufig finden sich demnach die Gestalten von Maria und Johannes unter dem Kreuz, ferner die drei Marien, auch wohl die beiden Kriegsknechte. Zu dem vollen Bild von Golgatha erweitert sich die Darstellung durch Hinzufügung der beiden Schächer. In den späteren Bildern sehen wir sie an dem ägyptischen Kreuz hängen, beide gebunden, nicht genagelt, ein Engel über dem guten, ein Teufel über dem bösen. Über dem Kreuze Christi erscheint dann gelegentlich die segnende Hand Gottes.

In dieser Gestaltung erscheint das Kreuz bzw. der Kruzifixus auf den Altären. In besonders reicher Ausstattung geschieht das bei dem Kreuzaltar. Hier erhebt sich das Kreuz als sogenanntes Triumphalkreuz über dem Altar und schwebt entweder freihängend in dem Triumphbogen der Kirche, oder es ist — vielfach mit den Nebenfiguren — auf einem unter dem Triumphbogen durchgezogenen hölzernen Querbalken zur Aufstellung gebracht. In dieser Form als Triumphalkreuz hat es oft ganz besonders große Ausmessungen erhalten. Innerhalb der evangelischen Kirche ist wie alle Nebenaltäre auch der Kreuzaltar verschwunden.

Als weitere Ausstattungsstücke haben sich nun neben dem Kreuz mit der Zeit die Altarleuchter eingebürgert. Der Brauch, das Abendmahl bei Kerzenbeleuchtung zu feiern, begegnet schon frühe. Etwa seit dem 5. Jahrh. kann er als durchgeführt

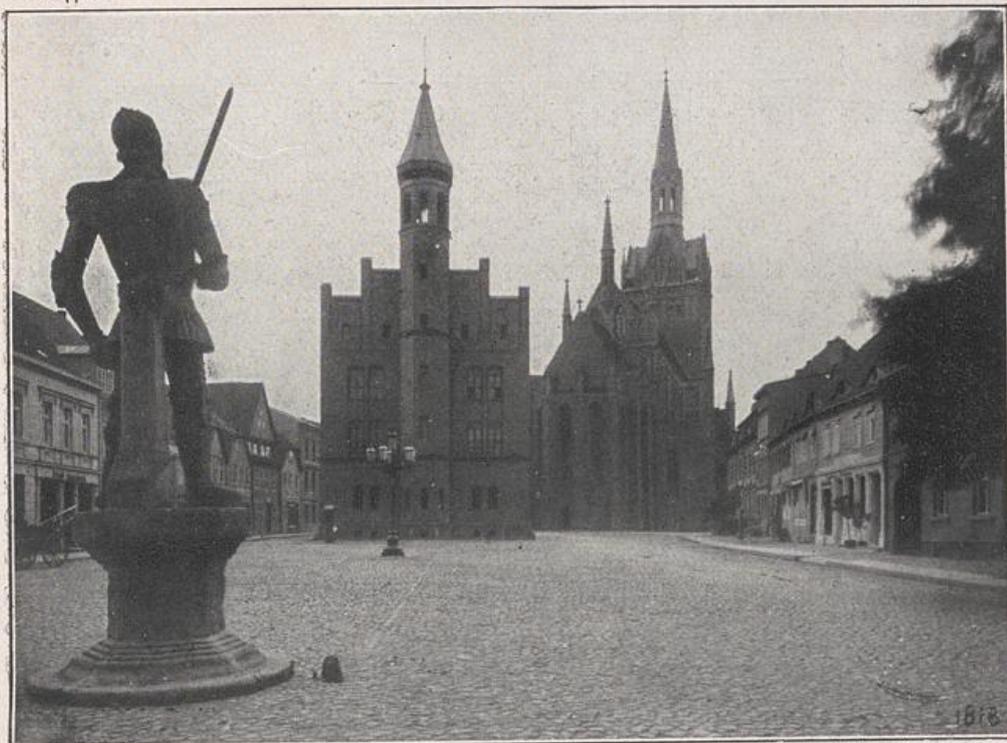
gelten. Zunächst handelt es sich dabei um Hängeleuchter, die als »phari« oder »coronae« erscheinen. Die Phari haben die Gestalt von Leuchttürmen, die auf schalen- oder nachenförmigen Untersätzen (canthari) standen. Von letzteren hingen die meist als Delphine gestalteten Lampen herab. Die coronae oder rotae, die Kron- oder Radleuchter zeigen die Gestalt eines großen Reifens, an dem eine Anzahl von Türmen und Toren angefügt sind, und der so zum Abbild des himmlischen Jerusalem gestaltet wird. Erst in die gotische Zeit fällt die Ausgestaltung der „Mutter-Gottes-Leuchter“: Kronleuchter, an deren Stabe, von einem Licherfranz umgeben, Maria mit dem Kinde steht.

Neben diesen Hängeleuchtern tauchen dann auch bald die Standleuchter auf. Auch sie tragen zunächst mehrere Kerzen, und sie sind zu diesem Zwecke entweder dach- oder eggenförmig mit Dornen zum Aufstecken der Lichter ausgestattet. Daneben ist auch der siebenarmige Leuchter des Tempels in Jerusalem oft nachgeahmt. Schließlich erscheinen die figürlichen Leuchter, so die fast fünf Fuß hohe Bronzefigur im Dom zu Erfurt, der sogenannte Wolfram aus dem 12. Jahrh., der auf dem Haupt und in beiden Händen je eine Kerze trägt. Engelleuchter, meist in Holz geschnitten, sind besonders seit der Gotik beliebt.

Paarweise begegnen die Leuchter erst etwa seit dem 12. Jahrh., als es Sitte geworden war, bei der Messe das Kreuzifix zwischen zwei Lichtern aufzustellen. Diese Standleuchter bestehen aus dem Schaft mit Teller und Kerzenstachel und einem verschieden ausgestatteten Fuß. Die romanische Zeit goß sie in Bronze und schmückte sie oft mit reicher Tierornamentik. Später erscheinen sie in Silber, vergoldetem Kupfer, Messing, Zinn, zuletzt in Porzellan.

Auf den zunächst feststehenden, später beweglichen Lichtstock für die Osterkerze kann hier nur hingewiesen werden, ebenso auf die Wandleuchter, die Trag- und Prozessionsleuchter, die Stocklaternen für den Fronleichnamzug und die Hand- oder Versehlaternen für nächtliche Amtsgänge des Priesters.

Wenn wir nochmals zu der Altarausstattung zurückkehren, so finden wir dort in der alten Kirche vor dem Kreuzifixus als liturgische Bücher ständig einen Evangelienkoder und ein Missale. Von ihnen enthalten die Evangelienbücher entweder den vollständigen Text (evangelium de tempore) oder der späteren Sitte folgend nur die Perikopen (evangelium de sanctis per circulum anni). Auf der ersten Seite steht regelmäßig ein



Nach einer Photographie von S. Albert Schwarz, Ber lin.
Abb. 13. Marktplatz zu Perleberg. Mit Roland, Rathaus u. Stadtkirche.



Abb. 14. Klosterkirche zu Amelungsborn. Romanisches Langhaus
mit gotischem Chor.

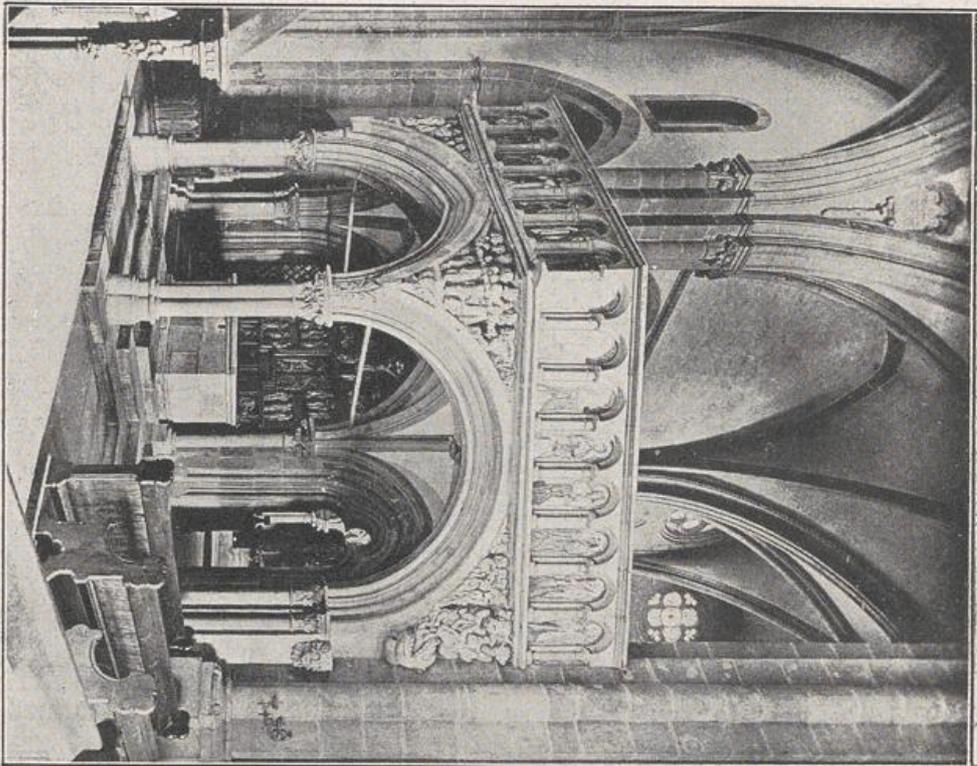


Abb. 15. Romanischer Chor in der Marienkirche zu Weinhausen.

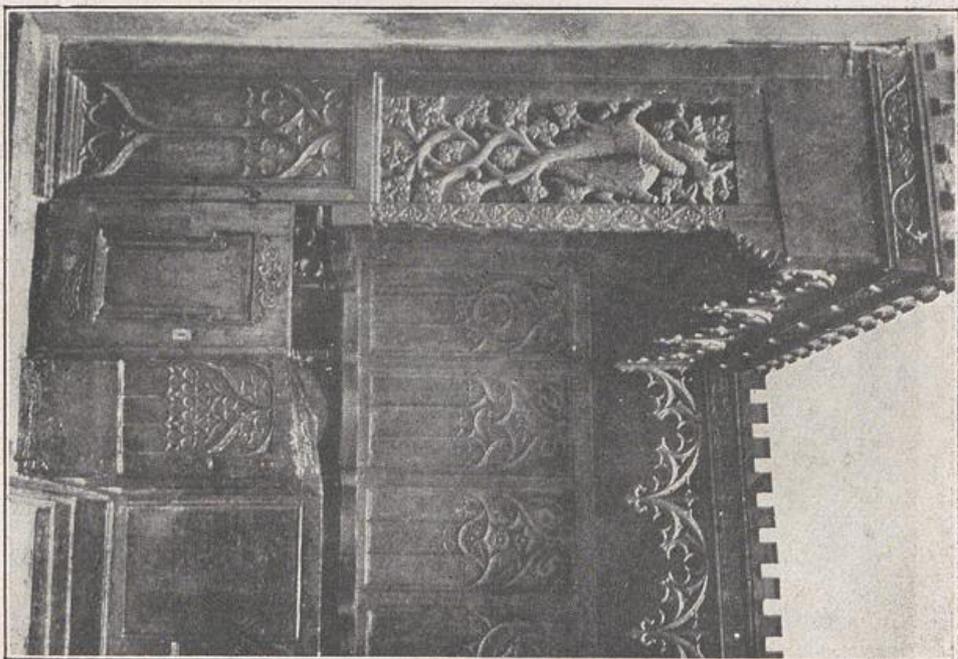


Abb. 16. Orgelempore in der Stiftskirche zu Berchtesgaden.

Kalendarium oder eine Evangelienharmonie. Ebenso sind die beim Mesopfer verwandten Missalien, Sakramentarien oder Agenden gewöhnlich mit einem Kalendarium verbunden.

Auf prunkvolle Ausstattung dieser Bücher wurde schon früh großes Gewicht gelegt. Die Sitte, die Bücher in zwei Deckel einzubinden, nahm ihren Ausgang von den antiken Elfenbeindiptychen, und so ist bis in das 12. Jahrh. für die Entwicklung der Buchdeckel fast ausschließlich die Verwendung von Elfenbeinplatten üblich geblieben. Sie sind meist reich geschnitzt und kostbar gefaßt, an den Ecken mit Kristallnägeln versehen, innen mit Seide oder Seidenslickereien bezogen. Erst etwa seit dem 13. Jahrh. werden an Stelle der Elfenbeinplatten silberne Auflagen häufiger. Ärmere Kirchen haben nur den einfachen Ledereinband, der seit dem 12. Jahrh. häufiger auftritt. Immer wird der Lederband an den Ecken mit Metall beschlagen und die beiden Deckel durch Metallschließen, die bis ins 18. Jahrh. üblichen Klausuren, zusammengehalten. In den größeren Kirchen liegen die kostbaren Bücher auf besonderen Kissen oder auch in eigens dazu hergerichteten Kästen, die als capsae oder capsellae bezeichnet werden.

Dem äußeren Schmuck entsprechend sind diese Kodizes innerlich sehr sorgfältig ausgestattet. In frühen Zeiten wurde das Pergament purpurn gefärbt und mit goldenen oder silbernen Buchstaben beschrieben. Wenigstens suchte man das erste Blatt in Purpur zu geben. Später kommt auch das nicht mehr vor. Dafür aber treten die Miniaturen auf, die ständiger Gebrauch, fast Vorschrift werden. Sie sind entweder einfach gezeichnet oder farbig angelegt, in reicher Ausstattung auch mit Gold geschmückt. Seit dem Aufkommen des Buchdrucks wurde in den gedruckten Büchern noch vielfach ein erheblicher Raum für die Miniaturen freigelassen. Als dann die Holzschnittinitialen dafür eintraten, wurden auch diese zunächst noch von dem Illuminator bemalt, bis dessen Kunst im 16. Jahrh. schließlich zugrunde ging.

Die außer den Evangelien und Missalien im katholischen Gottesdienst heute üblichen Kanontafeln erscheinen erst seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. Sie sind vom Tridentiner Konzil eingeführt.

Viel älter dagegen sind die Reliquienbehälter, denen wir uns jetzt zuwenden. Seit dem 9. Jahrh. hat ihre Anfertigung die päpstliche Genehmigung gewonnen, aber ihr Gebrauch reicht in noch frühere Zeit. Wir wissen, daß schon im

Anfang des 4. Jahrh. die Gebeine der Märtyrer übertragen wurden, um über ihnen Gotteshäuser zu bauen. Selbst der Reliquienhandel ist schon damals bezeugt. Die Unterbringung der Gebeine vollzog sich dabei zunächst so, daß man den ganzen Körper in den Altar oder in die Kirchenwand am Altar einmauerte. Dann aber beginnt im 5. und 6. Jahrh. die Zerteilung der Märtyrerleichen, und nun bildet sich die Aufstellung der Reliquien in besonderen kostbaren Behältern heraus. Die zur Versendung der Gebeine oder ihrer Teile verwandten einfachen geschnitzten Kästchen wurden für die dauernde Aufbewahrung in den Kirchen verdrängt durch reich ausgestattete Holzbehälter, die mit Elfenbein belegt oder mit Metall- und Edelsteinschmuck verziert sind¹⁾.

Häufiger als die Kastenform und wohl aus ihr entwickelt sind die Sarg- und Kirchenformen. Letztere stellen gewöhnlich ein einfaches Haus dar, sind aber oft mit Firniverzierungen versehen. Meist sind sie aus Holz gefertigt und reich mit Silberblech und Edelsteinen beschlagen oder auch bemalt. Ganz in Bronzezug, einfach oder emailliert, waren sie besonders in den Rheinlanden beliebt. Noch bis in den Ausgang des Mittelalters sind Reliquienkästen in großer Zahl gefertigt²⁾.

Eine Abart der Schreine sind die Kuppelreliquiare mit gewölbtem Deckel, die vielfach byzantinische Formen zeigen, und die meist wohl ursprünglich zu außerkirchlichen Zwecken bestimmt waren. Zu ihnen gehören auch die seltenen ovalen Schachteln und die häufiger vorkommenden zylindrischen Dosen. Letztere sind vielfach zu einem Turmbau, sechseckig mit mehreren Geschossen, ausgestaltet.

Neben den Kästen und Turmreliquiaren erscheinen schon in ottonischer Zeit solche Behältnisse, die sich in ihrer Form an die einzelnen Körperteile anschließen. Sie sind aus Holz oder Metall, Bronze und Silber, vielfach bemalt. Die Partikeln sind meist sichtbar unter einer Glasplatte eingesetzt. So gibt es Köpfe, Fuß- und Armreliquiare. Selbst ganze Figuren, ja sogar Figurengruppen wie Ölberge und Kalvarienberge sind in dieser Art entstanden.

Außerdem sind sonst noch verschiedene Formen zur Aufbewahrung der Reliquien in Übung gewesen. Man hat sie in Kreuzifixe

¹⁾ E. A. Stückelberg, Geschichte der Reliquien in der Schweiz. 1902.

²⁾ Fr. Witte, Die liturgischen Geräte in der Sammlung Schnütgen. 1913.

eingelassen, deren Kreuzpunkte mit eigenen Reliquienhöhlen versehen waren, oder man hat sie in den Symbolen der betreffenden Heiligen verwahrt. Es gibt auch ganze Reliquiensammlungen, sogenannte Tabulae, in denen Reliquien verschiedener Heiligen, oft in großer Zahl, vereinigt sind. Ebenso finden sich an den aus Elfenbein, Marmor, Bronze oder Edelmetall gearbeiteten Kußtäfelchen oder „Pacems“, die mit einer Handhabe während des Agnus dei zum Kuß dargereicht wurden, außer den Darstellungen aus der Heilsgeschichte auch Behältnisse zur Aufnahme von Reliquien.

Etwa seit dem 14. Jahrh. werden als Reliquienbehälter die Ostensorien üblich. Dieselben tragen die Reliquien in einem Glaszylinder, der auf einem Kelchfuße ruht. Die Umrahmung geht in Pfeilerstellungen, Maßwerk und sonstige Architekturformen über. Aus diesen Ostensorien hat sich dann im späten Mittelalter die Monstranz zur Schaustellung der Hostie entwickelt. Sie trägt im Innern des Glaszylinders immer eine mondformige Klammer, die „Lunula“, zur Aufnahme der Hostie, und sie ist durch dieses Ausstattungsstück immer von den Ostensorien zu unterscheiden.

Auf die sonstigen Kirchenkleinodien bis herab zu den Wachs votiven, die als Stiftungen in die Kirchen gelangten, kann hier nur verwiesen werden, ebenso auf die häufig begegnenden Johannischüsseln, die seit dem 14. Jahrh. am Tage der Enthauptung Johannes (29. August) in den Kirchen zur Ausstellung gelangten.

Eine besondere Gruppe der Altargeräte, die *vasa sacra* im engeren Sinne, bilden die Gefäße, die unmittelbar mit der Abendmahlsfeier zusammenhängen. Sie werden vom Bischof geweiht, und als Zeichen dieser Weihe haben sie im späteren Mittelalter gewöhnlich ein Weihkreuz, das in einen Kreis eingezeichnet ist. Man findet es an dem Hostienteller, der Patene, am Rande da, wo er angefaßt wird. Am Kelchrande steht es da, wo der Messpriester trinkt. Wenn das Kreuz gelegentlich am Kelchrande fehlt, so steht ein Kreuzifixus am Kelchfuß, auch hier die Mundseite bezeichnend.

Der Kelch war in ältester Zeit ganz schlicht, meist wohl nur aus Holz oder Glas gewesen. Seit dem frühen Mittelalter aber ist er immer aus Edelmetall gearbeitet. Er besteht aus der Schale (*cuppa*), dem Knauf (*nodus*) und dem Fuß (*pes*). Diese drei Teile sind immer vorhanden, in den verschiedenen Zeiten

sind sie dann freilich in verschiedener Weise betont. Die älteren Kelche sind deutlich als Abkömmlinge der aus zwei Schalen bestehenden römischen *Pocula* zu erkennen, und so ist auch bei ihnen der Fuß zunächst in der Form des Trichters gearbeitet. Im Laufe des 12. Jahrh. ist an Stelle des trichterförmigen Fußes ein runder flacher Ständerfuß mit einem Schaft (*stylus*) getreten. Der Knauf ist ganz kugelförmig, und über ihn wächst der Ständer etwas hinaus. Die Kupa hat die Gestalt der Halbkugel. Sie ist oft ganz schlicht. Um so bunter dagegen sind Knauf und Fuß.

Eine weitere Übergangsform mit gebrochenem Knauf und angelegten Knaufwülsten bildet sich etwa seit 1200 heraus. Sie bereitet den gotischen Kelch vor, der in seiner Erscheinung nicht mehr von der reinen Kreisform bestimmt wird, sondern von der gebrochenen Linie. So ist der Fuß in der Form der sechsblättrigen Rose gehalten. Der Ständer ist als Stiel gedacht und wächst schlank in die Höhe, auch ist er nicht mehr rund, sondern sechseckig. An der Mitte des Ständers oder Schaftes sitzt der Knauf, dessen Kugelgestalt durch Einkerbungen verändert und im Querschnitt zur Form eines Sternes mit abwechselnd runden und spitzen Strahlen geworden ist. In anderen Fällen ist der Körper des Knaufes flachrund und läßt sechs übereck gestellte Zapfen (*rotuli*) aus sich heraus wachsen. Die Kupa wird von der Halbkugel zur Ei- oder zur Kegelform, im 16. Jahrh. auch zu geschweiften Formen entwickelt.

Auch bei diesen spätmittelalterlichen Kelchen fehlt das Ornament an der Kupa fast ganz. Nur Schaft, Knauf und Fuß werden damit geschmückt. Am meisten ist das bei dem Knauf der Fall, dabei stehen auf den Zapfenflächen die Buchstaben *i-h-e-s-u-s* oder *†-m-a-r-i-a*. Am Schaft erscheinen als Ornament vielfach die Wappen der Spender. Am Fuße findet sich oft ein Kreuzifur.

Neben diesen in der Kirche verwandten Kelchen steht als kleinere Form der für Messopfer auf Reisen bestimmte *Reisekelch*. Seinem Zweck entsprechend kann er meist auseinandergeschraubt werden. Nur als Nachahmung kann der gewöhnlich in Holz oder Zinn gearbeitete Kelch gelten, den der Priester mit in das Grab bekommt.

Von den Messkelchen zu unterscheiden ist der *Speisekelch*, der *calix ministerialis*, der bis in das hohe Mittelalter hinein für den Gebrauch der Gemeinde bestimmt war. Bis etwa zum Ausgange des 12. Jahrh., wo der Kelch den Laien erst voll

entzogen wurde, waren diese großen Speisefelche in Übung, in deren ungesegneten Wein etwas von dem gesegneten Weine des Priesters hineingegossen wurde. Zum leichteren Gebrauch sind sie an der Kuppä gelegentlich mit Handhaben versehen (calices ansati).

Um nun bei dem Gebrauch des Laienkelches die Gefahr des Ausgießens zu vermeiden, hat man besondere Saugröhrchen (calami, fistulae, cannae) erfunden. Dieselben waren von Edelmetall, Elfenbein oder Glas und an beiden Seiten mit kleinen Handgriffen versehen. In der Reformationszeit hat man sie teilweise wieder eingeführt. Sie sind aber am Ende des 17. Jahrh. außer Gebrauch gesetzt.

Für die Aufbewahrung des gesegneten Brotes hatte man im frühen Mittelalter eine Brotschüssel. Als dann aber im 12. Jahrh. an Stelle des früheren Brotes die Hostie aufkam, benutzte man für sie einen kleinen flachen Teller. Diese Hostienschale, die Patene, erhielt die Größe der Kuppä des zugehörigen Kelches, und sie diente ihm in romanischer und gotischer Zeit zugleich als Deckel. Dabei sind die romanischen Stücke noch vielfach geschmückt, auch mit Emaillierungen versehen. Im späteren Mittelalter aber wird der Teller ganz schlicht und schmucklos. Nur das Weih Kreuz, das Signaculum, am Rande bleibt. Erst im 17. Jahrh. hat man die Patenen teilweise wieder mit reicher Treibarbeit geschmückt.

Da nun das Brot und später die Oblaten immer in größeren Vorräten geweiht wurden, so mußte für ihre Aufbewahrung Sorge getragen werden. In altchristlicher Zeit war das in den Häusern der Priester und Laien geschehen. Erst seit Konstantin erfolgte die Aufbewahrung in der Kirche. Man bediente sich dazu der Pyriden, hoher runder Schachteln von Holz, Elfenbein oder Metall. Dieselben sind meist auf das reichste geziert. Da, wo das Schloß ist, befindet sich das Weih Kreuz mit vier nach der Mitte gestellten Nägeln zwischen den Kreuzbalken. Neben den Büchsen benutzte man zur Aufbewahrung des Brotes auch die Columbarien, die mit Anspielung auf das Symbol des heiligen Geistes in der Gestalt der Taube gearbeitet sind.

Alle die genannten Brotgefäße wurden in der Mitte des Altar baldachins aufgehängt und demnach mit dem zusammenhängenden Namen der „Suspensiones“ bezeichnet. Später entwickeln sich die Standgefäße, die „Ciborien“. Sie tauchen seit romanischer

Zeit auf und werden in den gotischen Stücken zur Kelchform ausgestaltet. Jedoch ist die Kupa meist polygon. Nie fehlt ihr der turmförmig gebildete Deckel. Diese Ciborien sind auch für Reisezwecke in verkleinerten Mäßen hergestellt.

Ebenfalls zu den Hostienbehältern zählen die schon erwähnten Monstranzen. Sie dienen aber nur dazu, eine einzelne Hostie für das Gebet der Gläubigen auszustellen. Sie erscheinen erst im 14. Jahrh. Ihr Aufkommen ist abhängig von der Einführung der Fronleichnamfeier, die im Anschluß an die 1215 zum kirchlichen Dogma erhobene Transsubstantiationslehre zuerst in Lüttich entstanden und dann im Jahre 1316 von dem Papste Johann XXII. zur allgemeinen Feier erhoben war. Seitdem wurden die Monstranzen in vielen Stücken hergestellt.

Die Aufbewahrung der Ciborien und Monstranzen geschah an der Nordseite des Altars, der „Brotseite“. Zu diesem Zwecke sind die Sakramentshäuschen oder Tabernakeln entstanden. Zuerst begegnen diese in seltenen Stücken im 13. Jahrh. Ihre eigentliche Blüte fällt in die gotische Zeit. Die häufigste Form ist die des Wandschranks. Die Tür besteht vielfach aus Holz, später wird sie durch ein eisernes Gitter oder durch eine verzierte Bronzetür ersetzt. Neben diesen schrankartigen Gebilden kommen dann auch freistehende Sakramentshäuschen auf, die sich an die Wand oder einen Pfeiler anlehnen. Im Gebiete des norddeutschen Ziegelbaues sind sie gelegentlich aus Holz oder aus Metall. Sonst sind sie fast alle aus Stein. Ihr Gebrauch nimmt mit der Mitte des 16. Jahrh. ein Ende, nachdem das Tridentiner Konzil den Altaraufsatz wieder zur Aufnahme der Hostien bestimmt hatte.

Bei der Messe dienten zur Bedienung des Kelches die auf einer Schüssel stehenden Ampullae oder Meßpollen, zwei bauchige Krüge, die zuerst meist aus Glas bestehen und mit Metall beschlagen sind. In ihnen wird der Wein und das zur Ausspülung des Kelches nötige Wasser aufgestellt. Seit karolingischer Zeit auftauchend sind sie etwa seit dem 14. Jahrh. am Griff mit einem V. und A. (= vinum und aqua) versehen. Seitdem erscheinen sie meist ganz in Metall. Beim Eingießen des Weines wurde in früher Zeit ein Sieb (colum, colatorium) verwandt. Später fällt es fort. — Von Haus aus keine rein kirchlichen Geräte sind die Gießgefäße (aquamanilia), zum Reinigen der Hände des Priesters und für die Fußwaschung am Gründonnerstag benützt. In romanischer Zeit erscheinen sie gern

in der Gestalt von Bronzelöwen. Später kommen dafür Doppelschüsseln, auch Kannen und Becken auf.

Die bei der Messe benützten Schellen haben sich aus dem Mittelalter selten erhalten. Anders ist es mit dem Weihrauchgefäß. Dasselbe war früher eine länglichrunde Metallschale mit einem Deckel darüber. Dann entwickelt sich das aus zwei in Ketten laufenden Schalen bestehende Thuribulum, dessen untere Schale schon von der romanischen Kunst mit einem Ständer versehen wird, während die obere eine turmartige Ausgestaltung erhält.

Von der Altarbekleidung, mit deren Erwähnung wir die Besprechung des Altars und seiner Ausstattung beschließen, sind außer den schon genannten Stoffantependien die weißen Leinentücher (pallae, decketucher) und die nach dem Morgendienst verwandten Vespertücher (stragula) anzuführen. Als Unterlage für den Kelch dient das Korporale, zu seiner Umhüllung das Kelchtuch.

In dem Altarraum der Kirche hat an dessen Langwänden der Chor der Geistlichkeit seine Sitze, die in großen Kirchen oft zu einem reich geschnitzten Gestühl ausgestaltet sind (Abb. 16). Schranken (cancelli) oder eine kleine gemauerte Wand bilden den Abschluß gegen den übrigen Kirchenraum. Wenn der Chor sich in die Vierung hineinzieht, so werden dadurch auch Seitenschranken nötig. In diesem Falle werden die anstoßenden Seitenschiffe gewöhnlich als Nebenkapellen behandelt. Durch die weitere Ausbildung der Schranken ist dann ein förmlicher Querbau mit einem Lesepulte (Lectorium, Lettner) als Abschluß des Chores entstanden (Abb. 15). Sie begegnen jedoch nicht vor dem 13. Jahrh. Bei großen Lettnern findet der Priesterchor auf demselben seinen Platz. In diesem Falle hat die romanische Zeit gern figurale Schmuck angebracht, an dessen Stelle später gotische Architekturgebilde treten. Auch Renaissance-Lettner sind wiederholt in Deutschland errichtet worden.

Die Kanzel ist in der alten Kirche zunächst noch nicht vorhanden. Die Predigt wurde ursprünglich als Bischofsamt ex cathedra geübt. Als sie dann auch von untergeordneten Geistlichen übernommen wurde, durften diese nur von den zum Verlesen der Epistel bestimmten Ambonen predigen. Daraus hat sich dann die Kanzel entwickelt. In frühromanischer Zeit war sie noch nicht vom Ambo unterschieden. Sie lehnte sich an die Schranken des Altarraums, die cancelli, an und hat daher ihren

Namen empfangen. Als später im 14. Jahrh. die Bettelmönche, die zum Teil keine Rechte in der Kirche hatten, den tragbaren hölzernen Predigtstuhl erfanden, den sie mitten in das Schiff der Kirche stellten, da begann die Entwicklung der heutigen Kanzel. Als Träger dient dabei eine Säule oder auch eine figürliche Gestalt, oft Moses mit den Gesetztafeln. Über der Kanzel erscheint der Schalldeckel, die Kanzelhaube, in Form eines Baldachins. In dieser Art ist die Kanzel im allgemeinen beibehalten. Eine Abweichung ist nur insofern gelegentlich eingetreten, als in kleineren protestantischen Kirchen die Kanzel seit dem 17. Jahrh. auch über den Altar gestellt und mit ihm verbunden wird.

Für Leichen- und Wallfahrtspredigten erscheinen gelegentlich Außenkanzeln an der Außenseite der Kirche. Oft haben sie überhaupt nicht der Predigt gedient, sondern der Vorzeigung von Reliquien. Sie werden dann als Heiltumstühle bezeichnet.

Im Schiff der Kirche ist das hervorragendste Gerät der Taufstein. Die alte Kirche hat ihn ursprünglich noch nicht. Sie kennt nur die Piscina, den Taufbrunnen im Baptisterium, der Taufkapelle. Letztere besteht aus einem runden oder polygonen Hauptraum und einem kleinen Vorraum zum Auskleiden. Sie hat sich auch in die romanische Kirche gerettet, und sie erscheint bis in das 13. Jahrh. Dann wird sie durch die Einführung des Taufbeckens verdrängt. Wenn man in späterer Zeit gelegentlich noch kleine runde Kirchen findet, so handelt es sich dabei nicht mehr um Baptisterien, sondern um dem Erzengel Michael geweihte Grabkapellen. Die Rotunde ist dabei als Erinnerung an die Kuppel des heiligen Grabes in Jerusalem aufzufassen.

Das Recht, die Taufe zu vollziehen, hatte ursprünglich nur der Bischof, der sie im fließenden Wasser ausübte. Das Taufrecht wird dann an die Pfarrkirchen übertragen, und schließlich kommt es jedem geweihten Geistlichen zu. Die Sitte des Eintauchens weicht dabei der des Begießens, und zwar des einzelnen Täuflings. Das ist schon früh geschehen, wenn man auch daneben noch an der älteren Sitte festgehalten hat. Schließlich ist man immer wieder auf die Einzeltaufe zurückgekommen, und so wurde der Taufstein ausgebildet.

Die früheste Gestalt des Taufsteines ist die eines zylindrischen Gefäßes, zum Eintauchen des Täuflings eingerichtet. Da nun aber die Taufe sich zunehmend auf die neugeborenen Kinder be-

schränkte und man sich bei diesen nur mit einem Beträufeln begnügen mußte, so kam das Untertauchen allmählich ab, bis es im 16. Jahrh. ganz verboten wurde. Statt dessen ist der heutige Taufritus schon im hohen Mittelalter aufgekommen. Da man dabei nur ein kleines Gefäß zum Begießen nötig hatte, so wurde es möglich, den Taufakt aus dem Baptisterium in die Kirche zu verlegen, und so entstand hier der Taufstein.

Die Aufstellung des Taufsteines erfolgte meist an der Westseite der Kirche. Dabei war es ursprünglich üblich, daß jeder Taufstein einen Deckel und eine Umgitterung hatte. Letztere ist aber schon im Laufe des Mittelalters vielfach gefallen. Das Taufgefäß selber wird von einem Ständer getragen, und noch in romanischer Zeit kommt dafür die Pokalform auf, die im Laufe der Gotik fast ausnahmslos gebräuchlich bleibt. Später finden sich neben den pokalförmigen Taufsteinen auch solche in Becken- oder Schalenform, die von einem Fuß, oft von Löwen oder Drachen, auch von Engelsfiguren getragen werden.

Eine besondere Form der norddeutschen Taufen sind die im ganzen Mittelalter hergestellten bronzenen Taufkessel oder „Fünter“, die auf ebenfalls gegossenen Trägerfiguren ruhen. — In protestantischen Landen hat man schließlich, besonders in kleinen Kirchen, den Taufstein wieder ganz beseitigt und an seine Stelle den Taufengel treten lassen, eine das Taufbecken haltende schwebende Engelsfigur, die gewöhnlich in die Höhe gezogen und nur zum Gebrauch herabgelassen wurde. — Als dem Taufstein ähnliches Gerät ist endlich noch das Weihwasserbecken zu nennen, das schon seit dem 11. Jahrh. am Kircheneingang an Wand oder Pfeiler befestigt wurde.

Ursprünglich nicht zu kirchlichen Zwecken war die Orgel bestimmt. Aber schon im Jahre 822 ließ Ludwig d. Fr. eine solche im Aachener Münster aufstellen. Seitdem beginnt ihre Verbreitung. Zunächst waren sie sehr einfach, bis sie durch Erfindung des Pedals 1361, der Schleiflade um 1440 und durch Vereinfachung der Bälge am Anfang des 16. Jahrh. vervollkommenet wurden. Mit der Orgel liebte man es, mechanische Figuren, teilweise scherzhafter Art, zu verbinden, die bei besonderen Gelegenheiten in Bewegung gesetzt wurden.

An sonstigen Ausstattungsstücken des inneren Kirchenraumes sind die großen aus Stein oder Erzguß gearbeiteten Bischofs-

Abts- und Propststühle zu nennen, die sich seit dem hohen Mittelalter in schönen Exemplaren erhalten haben. Das Laien-
gestühl kommt erst zur Entwicklung, seitdem im 15. Jahrh. die Predigt innerhalb des Gottesdienstes zu größerer Bedeutung gelangte. Dabei sind für die Träger von Ehrenämtern, vor allem für Fürstlichkeiten und Kirchenpatrone, besondere Gestühle errichtet und oft zu eigenen Einbauten in den Kirchenraum oder auf den Emporen erweitert.

Für die Beichte sind die in Frankreich seit romanischer Zeit begegnenden Signischen in Deutschland, wie es scheint, nicht nachgewiesen. Erst seit dem Tridentiner Konzil kommen hier im 16. Jahrh. die Beichtstühle auf. Die Evangelischen kennen sie nicht. Solange sie überhaupt die Einzelbeichten beibehielten, hat ein Gitterfenster der Sakristei diesem Zwecke gedient.

Die neben dem Kirchenhause erscheinenden **Türme** sind ursprünglich vor allem als Wachttürme gedacht. Sie sind zunächst selbständig neben die Kirche gestellt, und diese Art, die in Italien ständig blieb, hat sich auch in Deutschland an manchen Stellen erhalten. Indem man dann seit dem hohen Mittelalter den Turm zugleich als Treppenturm für das Dach benutzte, verband man ihn mit dem Kirchenhause, und zwar setzte man ihn in Oberdeutschland vielfach an die Langseite, in Niederdeutschland an die Westfront. — In romanischer Zeit hat sich in Niederdeutschland dann eine besondere Vorliebe für die Doppeltürme entwickelt, zwischen denen ein breit gelagertes Zwischenhaus eingeschoben wird. Diese Wirkung, die den Absichten der romanischen Kirchenbaukunst offenbar sehr entgegenkam, ist durch die Hinzufügung von Nebentürmen noch erweitert und schließlich bis zur Siebentürmigkeit des Limburger Domes gesteigert. Die Gotik ist von dem überkommenen Turmreichtum dann wieder abgegangen. Sie hat ihr Streben mehr auf die Ausgestaltung eines Turmes zu möglichst eindrucksvoller Höhe gerichtet. Seitdem hat man sich überwiegend mit einem Turme begnügt.

Eine besondere Bedeutung gewannen die Kirchtürme dadurch, daß in ihnen die Kirchenglocken zur Aufhängung gebracht wurden. Seit etwa der Mitte des ersten Jahrtausends bekannt, haben diese sich in Karolingerzeit zu ständigem Gebrauch durchgerungen. Ursprünglich hatte jede Kirche wohl nur eine Glocke, später wächst ihre Zahl, aber sie bleibt immer schwankend. Die Bettelklöster dürfen auch im Mittelalter nur eine, die Zister-

zienser nur kleine Glocken haben. Sonst findet man oft drei Glocken, auch fünf, gelegentlich sogar sieben¹⁾.

Die Form der Glocke, die auch für den Ton entscheidend ist, wurde erst spät festgestellt, nachdem die alten, stark klappernden genieteten Stücke durch die gegossene Glocke (*vas fusile*) im 9. Jahrh. verdrängt waren. Zunächst wählte man die einfache Gestalt des Bienenkorbes. Erst seit dem 14. Jahrh. erfand man die noch heute übliche Gestalt. Ihre einzelnen Teile sind, von oben nach unten gezählt, der Helm oder die Krone, auch Glockenhaube genannt, dann die obere Wölbung, der Hals, darunter das seitlich herablaufende Glockenfeld, das in den unteren Schwung, die Schweifung, ausmündet, endlich das untere Abschlußband, der Kranz oder Schlag genannt.

Die Mischung der Glockenspeise ist schon im Mittelalter fest bestimmt: 72 bis 76 Teile Kupfer auf 28 bis 24 Zinn. Erst im 17. Jahrh. lernte man Glocken in Eisen gießen, und seit 1852 ist man auch zu Stahlglocken übergegangen. Um den gewünschten Klang, auf den schon das Mittelalter großes Gewicht legte, zu erzielen, wählte man Ausmessungen, bei denen sich die Weite zur Höhe wie 14 zu 11 oder wie 5 zu 4 verhält. So bekommt jede Glocke einen dreifachen Ton, den Grundton und als Obertöne eine Terz und eine Quinte. Die Terz ist entweder die große oder die kleine, und danach bestimmt sich die Dur- oder Moll-Glocke. Nur bei einigen Glocken findet man, wenn man sie am Kranz anklopft, die Quarte anstatt der Terz.

Der Glockenschmuck wird in glücklicher Schonung der Form sehr einfach gehalten, besonders das Mittelalter ist sparsam damit. Auch die Inschriften, die ursprünglich ganz fehlen und erst im 13. Jahrh. in Übung kommen, werden meist kurz gefaßt. Bis in das 15. Jahrh. sind sie in lateinischer Sprache, dann beginnen auch die deutschen Inschriften. Die Jahreszahl der Entstehung wird regelmäßig angebracht. — Im Innern der Glocke wird an dem „Hangeisen“ vermittels eines Lederriemens der Klöppel befestigt. Dieser wird aus weichem und zähem Eisen gefertigt. Sein Gewicht steht zu dem der Glocke im Verhältnis 2 bis 3 zu 100. Er endet unten in eine glatt polierte Birnenform.

¹⁾ H. Bergner, Landschaftliche Glockenfunde. „Deutsche Geschichtsblätter“ IV. — P. Liebeskind, Die Theophilus-Glocken. Mitt. a. d. German. Museum. 1905. — Th. Hach, Lübecker Glockenfunde. 1913.

Die Aufhängung der Glocke geschieht an einem schweren Eichenbalken, dem „Wolf“ oder „Joch“, der beweglich in seine Stützen eingelagert ist. Die Aufstellung ist aber immer nicht ohne Schwierigkeiten zu bewerkstelligen, deshalb hat man sich im Mittelalter oft nur mit besonderen Glockenstühlen auf dem Kirchhofe beholfen. Die Arbeit des Läutens wird bei kleinen Glocken mit einem Schwengel, sonst mit einem Schwungrade bewerkstelligt.

Schon seit dem 8. Jahrh. begegnet in der alten Kirche die Glockenweihe, die zunächst dem Bischof vorbehalten war. Als dann die Glocken sich vervielfachten, kam zu der Weihe als weiteres Bischofsamt die Glockentaufe hinzu. Die alte einfache Bezeichnung der Glocke als »signum« wich nun den Glockennamen, die gewöhnlich weiblichen, seltener männlichen Eigennamen entsprachen.

Die Glocken läuteten das ganze Jahr, nur während der letzten drei Tage der Karwoche ließ man sie schweigen und behalf sich statt dessen mit der Schnarre oder Holzklapper (crepitaculum). Auch während des Interdiktes sollte keine Glocke gerührt werden. Diese Bestimmung verlor aber ihre Bedeutung, als im 12. Jahrh. die Glocken auch zu außerkirchlichem Gebrauch kamen. Den Übergang dazu vermittelten wohl die Ratsglocken, die zunächst noch zu heiligen Zwecken bestimmt waren. Dann aber bildeten sich daraus die Glocken der Stadtgemeinde, die zugleich als Uhrglocken, Feuerglocken, Warnungs- und Rettungszeichen, Sturm- und Wettersignale dienten. Seitdem wurde das Schweigen der Glocken während des Interdiktes hinfällig.

Die Zusammensetzung einer Reihe von Glocken zu Glockenspielen stammt schon aus dem Mittelalter. Später war sie besonders in Holland sehr üblich und hat von hier aus vor allem in norddeutschen Städten seit dem 16. Jahrh. weitere Verbreitung gefunden. In einfacheren Formen wurden die Glockenspiele mit der Hand bedient, bis man dazu kam, sie durch besondere Walzwerke in Tätigkeit zu setzen.

Als kirchliche Stücke, die vor allem außerhalb der Kirche zur Verwendung kommen, dienen die Prozessions- und Wallfahrtsgeräte. Von ihnen erscheinen die Fahnen (vexilla) in der Form der Wimpel. Sie gehen auf die Fahne Konstantins mit dem Zeichen Christi zurück. Die ältesten erhaltenen Beispiele stammen aus dem 15. Jahrh. Dazu kommen die Prozessionsstäbe und die Baldachine, von denen die letzteren, bei der Fron-

leichnamsprozession über der Hostie getragen, nicht vor dem 14. Jahrh. entstanden sein können. In der Prozession am Palmsonntag erschien im ausgehenden Mittelalter der Palmesel, das holzgeschnitzte, fahrbare, fast lebensgroße Bild des auf dem Esel reitenden Christus.

Schließlich bleibt uns noch übrig, ein paar Worte über die liturgischen Gewänder der Geistlichkeit zu sagen. Dieselben haben sich seit dem 6. Jahrh. aus der römischen Senatorentracht entwickelt. Aus der Calartunika entstand das bis zu den Füßen reichende Leinenhemd, die Alba, die seit dem 8. Jahrh. durch einen Strick oder einen gestickten Zeugstreifen, das Cingulum, zusammengehalten wird. Darunter liegt das Schultertuch (humerale), dessen oberer Teil fragenartig zurückgeworfen wird. Es kommt im 16. Jahrh. außer Gebrauch. Die Manipel erscheint seit dem 12. Jahrh. als um den Arm getragener Streifen. Sie hat sich aus dem alten Schnupftuch entwickelt. Eine Art Schärpe ist die seit frühchristlicher Zeit übliche Stola, die von Diakonen, Priestern und Bischöfen in einer für jeden bestimmten besonderen Form um Hals und Brust getragen wird. Das eigentliche Messgewand des Priesters ist die aus der römischen Paenula entstandene Casel, ein Schulterüberwurf mit einem Loch zum Durchstecken des Kopfes, seit dem 14. Jahrh. für die freiere Bewegung der Arme seitlich aufgeschlitzt. Für die verschiedenen Feste erscheint sie in besonderen Farben, weiß, rot, grün und schwarz, in kostbaren Geweben und mit reicher Stickerei verziert. Als Messgewänder für Diakonen und Subdiakonen dienen Dalmatica und Tunicella. Als Messgewand für den Bischof ist seit dem 14. Jahrh. an Stelle der Casel das Pluviale getreten, ein großer Umhang, der ursprünglich allgemein zum Schutz der Casel benutzt wurde.

Als Kopfbedeckung erscheint um die Jahrtausendwende die Mitra, zunächst nur vom Papste, seit der Mitte des 11. Jahrh. von den Bischöfen, auch von Kanonikern und Äbten getragen. Zunächst ist es eine weiche Mütze mit zwei Buckeln über den Ohren. Seit dem hohen Mittelalter wachsen diese Buckel mehr und mehr zu Hörnern (cornua), indem sie zugleich auf Stirn und Scheitel rücken (Abb. 12). Vom 14. bis zum 18. Jahrh. sind sie zunehmend größer geworden und mit reichen Stickereien versehen. Als besondere Kopfbedeckung des Papstes entsteht daneben seit dem 12. Jahrh. die Tiara, zunächst eine weiße Mütze mit einfachem Stirnreif. Bonifacius VIII. fügte um 1300

einen zweiten und Urban VI. um 1378 einen dritten Stirnreifen hinzu, wodurch die Entwicklung der noch heute üblichen dreifachen Krone ihren Abschluß fand.

Auf die bischöflichen Schuhe, Strümpfe und Handschuhe sei hier nur kurz verwiesen. Der an der linken Hand über dem Handschuh getragene Bischofsring erscheint seit dem 6. Jahrh. Bald darauf begegnet auch bei Bischöfen und Äbten der Stab, ursprünglich nur als Krücke, dann mit oberer Krümmung. An dem Knauf unter der Krümmung wird seit dem 15. Jahrh. das Schweigstuch üblich, das aber bald zu der Gestalt eines Fähnchens zusammenschrumpft.

Das Pallium, ein ringförmiger, um den Hals getragener Bandstreifen aus weißer Wolle, von dem vorn und hinten je ein mit sechs schwarzen Kreuzen besticktes Band herabhängt, ist im 6. Jahrh. in Übung gekommen. Zuerst wurde es nur vom Papste getragen. Dieser hat es dann einzelnen hervorragenden Bischöfen besonders verliehen, und auf diesem Wege ist es zum Amtszeichen der Erzbischöfe geworden.

Als außerdienstliches Gewand trägt die katholische Geistlichkeit die Sutane. Die Farbe derselben ist bei dem Papste weiß, bei den Kardinälen hochrot, bei Bischöfen und päpstlichen Hausprälaten violett, bei den übrigen Priestern schwarz.

In der Amtstracht der evangelischen Geistlichen bilden Barett und Talar die Fortsetzung der Gelehrtentracht der Reformationszeit. Die an manchen Orten getragene Halskrause geht auf die Tracht um die Wende des 16. Jahrh. zurück, während die vor dem Halsausschnitt getragenen Bälßchen erst am Ausgang des 17. Jahrh. aus der bürgerlichen Tracht übernommen sind.

* * *

Eine Denkmälergruppe für sich bilden die Altertümer des jüdischen Kultus, von denen hier schließlich noch ein Wort gesagt werden soll¹⁾. Zu den deutschen Altertümern gehören sie nach ihrer wesentlichsten Bedeutung nicht. Dennoch kann die deutsche Altertumskunde sie ebensowenig unberücksichtigt lassen, wie etwa die deutsche Sprachwissenschaft an dem Fremdwort vorübergehen kann.

¹⁾ Kohut, Geschichte der deutschen Juden. — O. Stobbe, Die Juden in Deutschland während des Mittelalters. 1866. — Berliner, Aus dem inneren Leben der deutschen Juden im Mittelalter. 1871.

Bei der großen Zerstreung der Juden, bei der oft nur geringen Zahl, in der sie im Mittelalter in den deutschen Städten ansässig waren, und bei dem allgemeinen Druck, der auf ihnen lastete, sind sie erst verhältnismäßig spät dazu gekommen, sich eigene Gotteshäuser zu errichten. Während z. B. in Spanien schon im 8. Jahrh. große Synagogen gebaut sind, tauchen sie in Deutschland erst seit romanischer Zeit in größerer Ausgestaltung auf. Erst seit der Befreiung der Juden hat der Synagogenbau in Deutschland im Laufe des 19. Jahrh. eine weitere Ausdehnung gewonnen.

Baulich zeigen die Synagogen meist einen rechtwinkligen oder zentralen Grundriß. Nach Osten haben sie eine schmale Nische, in die der heilige Schrein (Oraun-Hak audesch) eingelassen und mit Teppichen verhängt wird. Vor dem Schrein befinden sich die Kanzel und der Almemor, die Redestätte, beide durch einige Stufen über den Boden des Schiffes erhöht. Der übrige Kirchenraum enthält zu ebener Erde die Sitzplätze für die Männer. Die umlaufenden Emporen sind für die Frauen bestimmt. Diese Trennung der Geschlechter ist auch bei der Herichtung der Vorräume der Synagoge wirksam. Die Anlage einer Vorhalle, mehrere Türen, gesonderte Treppen werden durch sie bedingt.

Unter den synagogalen Kultusgeräten¹⁾ nehmen diejenigen Stücke einen sehr großen Raum ein, die sich um die Thorarolle gruppieren. Die Thora selbst ist die mit großer Genauigkeit geschriebene Gesetzesrolle, die das Mosaische Gesetz und den dasselbe umfassenden Pentateuch enthält. Sie wird mit dem aus Samt oder Seide bestehenden Thoramäntelchen bekleidet. Die meist aus Silber gearbeiteten Thoraglocken dienen als Aufsatz für die Stäbe der Rolle. Sie haben turm- oder kronenähnliche Gestalt und tragen in mehreren Reihen angeordnete Glocken. Meist erscheinen sie paarweise, entsprechend den beiden Thorastäben. Wo sie zu einer großen Krone zusammengefaßt sind, ist diese unten mit zwei Tüllen zum Aufsetzen auf die beiden Stäbe versehen.

Zum Schmuck der Thorarolle dienen ferner die oft aus Silber getriebene und reich vergoldete Thoratafel (Tas) sowie der meist aus Silber gearbeitete Thoradeuter (Jad), ein an einer

¹⁾ C. Adler u. J. M. Casanowicz, The collection of the jewish ceremonial objects in the United States National Museum. 1908.

Kette befestigter Stab, der unten in eine Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger endet, und mit dem der Synagogenvorsteher die Worte des zu verlesenden Textes zu zeigen pflegt¹⁾.

Zur Umwicklung der Thorarolle sind die Thorawimpel bestimmt. Sie wurden von den kleinen Knaben, wenn sie zum ersten Male von ihrem Vater in die Synagoge getragen wurden, demjenigen überreicht, der die Umwicklung der Thorarolle ehrenamtlich zu vollziehen hatte. Es sind oft bis zu vier Meter lange und etwa 15 cm hohe Leinenstreifen, auf denen in Stickerei Name und Geburtstag des Kindes und ein Segenswunsch für sein ferneres Gedeihen eingeschrieben sind.

Zum Gebrauch am letzten Sabbath des jüdischen Monats dient der Thoravorhang (Perochet). Er ist aus Samt oder Seide, mit Goldborten und Stickereien versehen. Die gestickte Inschrift enthält das zur Anzeige des Neumonds bestimmte Gebet. Im oberen Teile befinden sich zwei Öffnungen, hinter die man je ein Täfelchen hängt, rechts mit dem Namen des Monats, links mit dem des Wochentages, an dem der Neumond eintritt.

Eine besondere Rolle neben der Thora bildet die Estherrolle, die „Megilla“. Sie enthält die Geschichte von der Errettung der Juden durch Esther und Mardochai, und sie wird am Purimfeste, der Fastnacht der Juden, verlesen. Sie wird oft in eine verzierte Silberkapsel eingelassen und in dieser durch einen unten herausstehenden Kurbelstab nach dem Verlesen wieder aufgerollt. — Das aus einem Widderhorn gearbeitete, verzierte und mit hebräischen Inschriften versehene Schofarhorn findet an dem jüdischen Neujahrsfeste seine Verwendung.

In die Reihe der synagogischen Altertümer gehören auch die Hochzeitsringe, die im 17. und 18. Jahrh. gelegentlich begegnen. Ebenso mögen hier, wenn sie auch nicht unmittelbar synagogalen Charakter haben, die Stücke der jüdischen Brautausstattung genannt werden. Seit dem 14. Jahrh. begegnet der Brauch, daß am Donnerstag vor der Hochzeit der Rabbiner oder ein angesehenes Gemeindeglied der Braut im Auftrage des Bräutigams das Brautgeschenk (Siflonot) überreicht. Dieses bestand gewöhnlich in einem Gürtel. Der Bräutigam

¹⁾ A. Freiman, Die Abteilung der Israelitischen Ritualgegenstände. In: f. Quilling, Die Sammlungen des städtischen historischen Museums zu Frankfurt a. M. — Justus Brinckmann, a. a. O. S. 200 f.

erhielt dagegen Ring und Schuhe und von der Schwiegermutter gewöhnlich ebenfalls einen silbernen oder silberbesetzten Gürtel. Dieser Brauch der Brautgürtel hat sich besonders bei den süddeutschen Juden bis heute vielfach erhalten, wobei jetzt die in den Familien vererbten Stücke benützt werden¹⁾. Auch Siflonetgürtel in Leder kommen vor. Die daran befindliche Tasche diente der Braut dazu, um am Hochzeitstage in ihr Brot und Salz bei sich zu tragen.

Wurde den Vermählten ein Knabe geboren, so vollzog sich an ihm am achten Tage nach seiner Geburt das mosaische Gesetz der Beschneidung²⁾. Auch sie wurde in der Synagoge vorgenommen. Das Hauptgerät dazu war, außer einer oft silbernen Klemme, das Beschneidungsmesser. Dasselbe bestand lange Zeit aus Stein. Sonst bediente man sich einschneidiger oder doppelseitiger Messer, und es mag vorläufig fraglich bleiben, ob dabei eine Erinnerung an das alte Steinmesser vorliegt, wenn der Griff desselben gelegentlich aus Stein, zum Beispiel aus Achat, mit Silberfassung besteht. Außerdem gehören zu dem Beschneidungsgerät ein paar Fläschchen für blutstillende Flüssigkeiten. Sämtliche Geräte sind oft zu einem Beschneidungsbesteck vereinigt. Das bei der Beschneidung des Kindes verwandte Mäntelchen, das Deckchen wie das Kissen sind wie die christlichen Taufanzüge oft aus Samt oder Seide gefertigt. Das Beschneidungshandtuch besteht aus Leinwand und wird mit Stickereien geziert. Dazu kommen endlich noch die Beschneidungsanweisungen, die innerhalb der liturgischen Schriften eine Gattung für sich bilden³⁾.

Neben diesen in der Synagoge verwandten Ritualgegenständen steht nun noch eine ganze Reihe häuslicher Kultgeräte. Als Türpfosten-Amulet dient die Mesussa, ein Pergamentstreifen mit Stücken aus dem Pentateuch. Sie ruht in einem Eisenkästchen mit Schieber, und zwar so, daß unter dem Schieber das Wort «Schadai» = Allmächtiger zu lesen ist. Eine in Papierschnitt oft reich ausgestattete Tafel, die Misrach, gibt

¹⁾ A. Freimann, Gürtel jüdischer Bräute. In „Einzelforschungen über Kunst- und Altertumsgegenstände in Frankfurt a. M. I.“ 1908.

²⁾ 1. Mos. 17, 10—14. 3. Mos. 12, 3. — Rich. Andree, Zur Volkskunde der Juden. 1881. S. 152 ff. — Schudt, Jüdische Merkwürdigkeiten. 1714.

³⁾ Auf die in den Synagogen gelegentlich begegnenden Gedächtnistafeln für Gebetserhörungen, z. B. um Tau und Regen, sei hier nur kurz hingewiesen.

in Haus und Synagoge die Richtung nach Osten an. Die Gebetriemen für Stirn und Hand sind aus Leder gefertigt.

Bei der Feier des Sabbath benützte man zum Beginn des Sabbath am Freitagabend die Sabbathlampen. Oft begegnen sie in Bronzeguß mit sternförmigem Ölbehälter, von dem die Lichttüllen wie Strahlen ausgehen. Zum Auffangen des Abtropföles dient ein zu unterst angebrachtes Schälchen. Das Ganze hängt an einem Haken, der an einer Zahnschnittleiste in seiner Höhe verstellbar ist. Zum Gebrauch beim Sabbathausgang dienen die Gewürzbüchsen, die sogen. Besamimbüchsen, und die Sabbathschüsseln. Von ihnen sind die ersteren Behälter für das am Sabbath gesegnete Gewürz, Zimt oder Nelken. Sie sind meist aus Silber in Form eines auf einem Fuße ruhenden vier- oder sechseckigen Türmchens gefertigt. Auf den Turmecken sitzt je ein Fähnchen, in der Kuppel hängt ein Glöckchen. Die norddeutschen Stücke dieser Art sind meist größer, die süddeutschen kleiner. Die Sabbathschüsseln, aus Zinn, Messing, auch wohl aus Silber gearbeitet, dienen zum Ausgießen des Weines, in dem die bei dem Habdalagebet angezündete Kerze verlöscht wurde. Sie tragen getriebenes oder graviertes Ornament, z. B. Adam und Eva unter dem Paradiesesbaume, oft einen Stern, zwischen dessen Spitzen sich Zierranken, Tierbilder, Inschriften finden.

Zur Verwendung bei den einzelnen Festen findet sich eine Reihe besonderer Geräte. Bei der Bereitung der ungesäuerten Brote (Mazzot) für das Passahfest dienen kammförmige oder gezahnte Gabeleisen, als solche schon im Anfang des 17. Jahrh. bezugt. Zur Sederfeier, die an den beiden ersten Abenden des Passahfestes in den jüdischen Häusern stattfindet, steht die Seder-schüssel bereit, aus Zinn oder Silber gefertigt und mit Bildern von Moses, Ahron, Pharao, Mirjam geziert, die sich auf die an den Festabenden verlesene Haggada beziehen. Auch die Darstellungen der Passah-festbräuche, Bilder von Jerusalem oder Anspielungen auf das Schlußlied der Feier (Chad-Gadja) finden sich hier, oder David mit der Harfe, die Bilder der Erzväter usw. Die Seterschüssel dient zur Aufnahme von ungesäuertem Brot, Petersilie, Salzwasser, Wasserkresse, Kompott aus Nüssen und Äpfeln, Scheiben von Meerrettig, Ei, Wein und einem gebratenen Knochen als Erinnerung an das Passalam. Zur Aufnahme der vorgeschriebenen drei Osterbrote finden

sich besondere Taschen, aus Samt oder Seide gefertigt. Mit der ähnlich gearbeiteten Kiddusch-Decke wird das Brot an Festtagen bedeckt.

Besonders häufig sind die am Chanucafest, dem nach 1. Makkab. 4, 59 acht Tage lang gefeierten Altar- oder Tempelfest, entzündeten Chanuca-Lampen. Sie sind in Ton, Zinn, Messing, Bronze oder Silber gearbeitet. Ihre Form besteht aus einer verzierten hinteren Abschlußwand, vor der in einer Reihe acht Lämpchen, für jeden Festtag eine, befestigt sind. Ein neuntes, meist seitlich angebrachtes und zum Abheben eingerichtetes Lämpchen dient zum Anzünden.

Alle diese jüdischen Ritualgegenstände sind die Träger von Lebensäußerungen, die — wenn sie auch nicht der deutschen Kultur angehören — sich doch auf deutschem Boden abspielen. Und manches Stück von ihnen erzählt bei aller Fremdartigkeit der Zweckbestimmung doch in seiner Formgestaltung von deutscher Kunstfertigkeit, die auch das Fremde mit einem Teile des eigenen Schönheitsgefühles und somit auch des eigenen Lebens zu umfleiden gewußt hat.